

DAS GESCHÖPF

Ein Beinahe war mein Anfang. Ein Beinahe nicht, wäre mein Ende gewesen.

Von einer Hülle umgeben, einer Glückshaube wurde mir später erzählt, kam ich zur Welt. Die Fruchtblase war bei meiner Geburt nicht gerissen.

Im Dämmerlicht der Haut, so stelle ich mir das vor, drängte ich mich aus dem Leib meiner Mutter und ich kam zu früh.

Ungeduldig geworden und womöglich neugierig auf ein Draußen, wurde es mir zu eng in ihr. Es eilte.

Als wir beide vor dem Krankenhaus aus dem Taxi wollten, wäre ich fast, doch die Unterhose meiner Mutter hielt, als Gossenkind in den Rinnstein gefallen.

In der Klinik erklärte man mich später zur Totgeburt. Unschlüssig wurde ich auf einem gewärmten Handtuch beiseitegelegt und in meiner Blase nach Luft schnappend vergessen, doch dann, der Glückshaube sei Dank, noch rechtzeitig im Schwesternzimmer entdeckt.

»Es lebt!« Mit diesem Schrei wurde ich aus der Fruchtblase gerissen und, oh Wunder, auch ich schrie sogleich und in diesem Augenblick, als ich das tat, brach der Krieg aus.

So wurde es mir erzählt und es wurde noch viel mehr von mir erzählt. Auch dass ich wie eine Katze maunzend geschrien hätte und des Luftschutzkellers verwiesen werden sollte, weil Haustiere im Bunker nicht erlaubt waren.

»Na, die ist aber eine, die setzt sich mal durch«, soll der erste Satz über mich in der Klinik gewesen sein, denn ich wurde als Erzählung geboren.

Noch ehe ich zu sehen war, wurde erzählt. Noch ehe ich mich äußern konnte, gab es mich als Geschichte und ich folgte ihr, so gut ich es konnte.

Ich sollte ein Mädchen werden und ich wurde ein Mädchen. Ich sollte rotgoldene Locken haben und ich bekam solche Locken. Grüne Augen? Aber ja! Ich sollte schön sein und ich tat mein Bestes. Strebsam folgte ich der Erzählung meiner Mutter, folgte meiner geschilderten Existenz, grub mich tief in die eigene Geschichte, wuchtete mich zu deren Rändern hin und gab das Beste, was ich zu geben hatte, mich.

Ich war fassbar. Es gab mich, also gab ich mich hin und tat dies vorauseilend in meinem mir schon vorgegebenen und noch unbestimmtem Wunscherfüllungsgehorsam.

Erdacht wurde ich früher, so heißt es, von meiner Mutter.

Ich lebte in ihrem Augenschein. In ihm gewärmt, gedieh ich im Glanz ihres Blickes, schwamm in ihrem wunderschönen Auge, war schon ein Bild, noch ehe es mich gab, war umspült von träumerischen Vorstellungen und geformt von ihrer, sie bedrängenden Sehnsucht.

Denn spät kam ich in das Leben meiner Mutter.

Ihr Wunsch steigerte sich zu einem überstürzten Entschluss, er nahm Gestalt an und überschwemmt von Gefühlen entstand ich, ihr Kind. Gerührt weinte sie Perlen, ein Schmuck, den ich mein Leben lang trage aus Liebe.

Ihr Wunsch schuf das Kind und es wurde. Ich formte mich zu einem Abbild ihrer Vorstellung, war ihr Wunschgeborenes, war ihr Werk, ihre Schöpfung.

In so langer Reifezeit, so sehnsüchtig erwartet, musste dies gelingen.

Der kreative Akt war, sich noch einmal zu gebären und sich darin zu vollenden.

Leider fehlte der Zeit der Geburt der angemessene Glanz. Die Verdunkelung kam dazwischen. Doch ich, das Kind, brachte Licht in die ungewohnte Finsternis.

Mit einem Kranz aus Stoffblumen im lockigen Haar wurde das Sehnsuchtskind auf den Armen seiner Großmutter im Gehopse einer Polka durch das Wohnzimmer geschwenkt. Omama sang: »Dalli Lon don don, dalli Lon don don. Dalli Londa, Londa, Bumm, Bumm, Bumm«, nach der Melodie eines Kriegskampfliedes, aber das Kind wusste das nicht.

Doch es war immerhin ein Kind der Zeit. Es passte sich an. Als es sich im Gitterbett den Arm ausgekugelt hatte, rief es schluchzend: »Kamm nimma aika sagen«, und die Mutter wusste sogleich, das Kind konnte seinen rechten Arm nicht mehr heben.

Ich, das Kind, wuchs und ich sah die Männer auf der Straße meistens mit nur einem Bein unterwegs, und wenn sie keines mehr hatten, saßen sie auf einem Wägelchen und wurden von einem Hund gezogen.

Äußerst behütet, durfte ich, das Kind, nicht nach draußen. So wurde die Fensterbank mein Aussichtsort, wurde zur Bühne und zu einer Spielwiese ohne Schutt. Draußen waren die Blindgänger, vor ihnen wurde das Kind gewarnt.

Nur verstand es nicht, warum die Männer mit den schwarzen Binden vor den Augen und dem Stock in der Hand so gefährlich seien.

Viele im Dutzend gekaufte oder getauschte Holzkochlöffel waren sein Ensemble. Ich, das Kind, spielte mit ihnen Theater, umwickelte die Löffel mit Stofffetzen und rief klagend: »Armer Dat hat nur ein Bein.«

Mitunter schweifte sein Blick über die Fensterbank hinaus zur gegenüberliegenden Straßenseite. Dort sah es ein von Bomben beschädigtes Jahrhundertwendehaus. In der Mitte der Hausfassade stand die Gottesmutter auf einer Mondsichel, hielt ihr Kind auf dem Arm und sah unter ihrem Baldachin milde lächelnd in den herabrieselnden Schutt. Das Kind dachte bei sich, da freut sie sich aber, dass ihr das Baby nicht runtergefallen ist.

Aus den Fensterhöhlen, von zerbröseltem Stuck umrandet im Untergeschoss des Hauses, blickten schnaubende Pferdeköpfe. Die Gäule drehten ihre Köpfe hin und her und nickten manchmal, als wollten sie grüßen. Das Kind nickte zurück. Die Pferde bewegten ihre Mäuler und mahlten das Heu zwischen den Zähnen.

Die Mutter des Kindes verkaufte den Besitzern der Tiere einen Teppich, und das Kind beobachtete die Verhandlung und dachte, die Pferde stünden ab jetzt auf gewebten Blumen.

Nein, ich, das Kind, durfte nicht raus aus der Wohnung. »Es ist gefährlich«, sagte mir Mutti. Aber ich kannte doch das Draußen, sehnte mich danach. Ich erinnerte mich an den Sandkasten, in dem ich spielen durfte, und sehnte mich nach dem Garten meiner Großeltern am Rand von München, nach der großen Wiese, nach den Blumen, die

ich pflücken durfte, und an die vielen kleine Tiere darin. Dort pflückte ich sie von den Halmen, tat es vorsichtig und steckte sie mir vorne in die Tasche meiner Spielhose. Immer wieder mal kam mein Opapa und hockte sich in seinem weißen Architektenkittel neben mich, klaubte die kleinen Tiere vorsichtig aus meiner Tasche, hielt sie mir vor die Augen und erklärte mir, was für Tiere das waren und was sie so machten. Nach all dem sehnte ich mich hier in der Wohnung, denn da waren nur Teppiche mit Blumen und die Wiese darunter war aus Holz.

Ich hatte mich in der Wohnung so sehr gelangweilt, dass ich eingeschlafen war. Mutti war in der Stadt. Für sie sei es dort nicht gefährlich, meinte sie, und Gretel, unsere Hilfe, die auf mich aufpassen sollte, war irgendwohin gegangen. Wieder wach und immer noch allein, summte ich: »Langweilig, langweilig«, und ich trödelte durch die Wohnung, ging irgendwann auf Zehenspitzen den langen Flur entlang, trippelte bis zur Eingangstür hin und stand und staunte, sehr lange, glaube ich. Neben der Eingangstüre stand auf einmal ein großer Kasten, der bis zum Rand mit Sand gefüllt war und in dem eine Schaufel steckte. Ich beugte mich vor, kniete mich nieder und tupfte vorsichtig mit dem Finger hinein, weil ich manchmal etwas sah, das dann doch nicht wirklich war. Ja, es war Sand, echter Sand. Meine Knie erinnerten mich an das, was Omama manchmal machte, also legte ich meine Hände zusammen und betete und dankte dem lieben Gott, dass er mir den Sand geschickt hatte. Gleich wurde ich geschäftig, holte eine kleine Kanne, lief mit ihr ins Bad, stieg auf den Hocker vor dem Waschbecken, der dort für mich hingestellt war, füllte die Kanne mit Wasser und lief zu meinem Sandkasten.

Anschließend holte ich mir Muttis Backförmchen, die ganz unten im Küchenschrank waren. Auf dem frisch, mit rotem Wachs gebohnerten Boden glitschte ich erst mal aus, auch wegen des verschütteten Wassers kam ich ins Rutschen, deshalb blieb ich lieber auf dem Teppich. Mutti hatte mir gesagt, das ist kein Teppich, der da im Flur liegt, das ist ein Läufer. Er heißt Sisal. Das fand ich lustig, dass ein Teppich laufen konnte und einen Namen hatte. Nach einigen Versuchen gelang es mir dann viele kleine Gughupfe aus dem Sand neben der Eingangstür bis hin zu meinem Kinderzimmer am Ende des Flurs auf dem Sisal zu platzieren.

Als Mutti zurückkam, stürzte ich zu ihr hin, umarmte ihre Beine und rief: »Danke, danke, dass du mir den Sandkasten geschenkt hast, damit ich hier spielen kann, weil ich doch nicht raus darf.«

Meine Mutter erzählte mir später, wie gerührt sie über meine Freude war und wie schmerzlich es ihr sei, mir zu erklären, dass jetzt jede Wohnung in München so einen Sandkasten mit Schaufel bekommen habe, um das Feuer zu löschen, falls eine Bombe in unsere Wohnung einschlagen würde.

Ja, es war Krieg und immer wieder der Schrei: »Licht aus!«

Obwohl doch das Licht so schön war. Gerade weil es so rar war, erschien es mir, dem Kind, wie ein Schatz in der Dunkelheit.

Wovor versteckten wir uns? Der suchende Blick im Gesicht der Mutter und der Großmutter schuf eine Verschlussenheit, ein verschämtes Abwenden, eine Unsicherheit, die mich als Kind verwirrte.

Aber dann geschah es. Es wurde Licht.

Vorsichtig wurde das Verdunkelungsrollo so weit aufgehoben, dass sich die Köpfe hinter das noch intakte Fensterglas schieben konnten, und ich, das Kind, durfte an ihm aufgeregt und eigentlich unerlaubt vorbeisehen in die Schwärze der Nacht. Gleich würde ich es sehen. Ein Zauber war in dem »Gleich« verborgen, ehe noch etwas zu sehen war. »Siehst du sie?« Das Glückskind nickte. Es träumte sich in etwas so Schönes hinein, dass es dafür keine Worte gab. Hatte es »Ja« gesagt oder es nur gedacht, geflüstert?

In der Dunkelheit und diesem Schwarz, das so unverständlich gefährlich war, musste das Kind leise, sehr leise sein. Eigentlich durfte es gar nicht vorhanden sein, obwohl es doch da war, und das wusste es auch und auch, dass es sehen konnte, und dies tat es mit aller Kraft. Das Licht erschien jetzt über den Ruinen, die als Umrisse nur zu erahnen waren, oder auch, weil das Kind wusste, dass sie da waren. Es kam von weit oben und war ein noch nie gesehenes Leuchten. Geheimnisvoll kam es näher und wurde zu einem blendenden Schimmer, der sich am Rand des Fensterrahmens ausbreitete. Das Kind reckte sich, bemüht, die Augen offenzulassen. Jetzt, da waren sie. Sie schwebten herab wie ein leuchtender Schleier, glitten immer näher, taten es tastend, als würden sie etwas suchen, kamen so leise tiefer, so feierlich sanken sie zu ihm hin, als hätten sie unsichtbare Engelsflügel, dachte das Kind. Es wusste, was es da sah, den Christbaum. Viele waren es jetzt. Das Wunder, das in diesem Moment geschah, es machte dem Kind den Mund trocken.

Da begannen schon die Sirenen zu heulen und jagten Angst durch die Haut, reflexartig gleich beim ersten Ton.

Starrsein, sich nicht rühren, das half nicht, im Gegenteil, fluchtbereit sein. Doch die immer weiter jaulenden Schreie fuhren mit wuchtigem Vibrieren durch den kleinen Körper, schüttelten an ihm, machten ihn frieren, die Zähne klappern, die Knie zittern, die Hose nass, den Boden beben. Nirgends war Halt. Immer kälter wurde die Luft. Sich an was anklammern dürfen. Nicht allein sein, nein. Jetzt kam das Dröhnen. Dieser Hall fuhr durch den ganzen Körper bis in die Mitte des Kopfes. Ich spüre ihn und all das ist da, das Dröhnen ist immer noch da. Das Beben ist in mir und der Reflex, der nicht zu verhindern ist, wenn heutzutage die Sirene der Feuerwehr aufheult, weil sie ein paarmal im Jahr es für nötig hält zu üben und sich dann pünktlich am Samstag um 11 Uhr meldet, schreit und heult, es ist zu spät, der vergebliche Klageruf, es ist geschehen, du bist nicht zu retten. Sie antworten alle, als seien sie wieder aufgewacht, schreien ihr klagendes Heulen von den Dächern in einer Verzweiflung, in dem schon die Vergeblichkeit steckt.

Das Kind hatte den Ton im Kopf, der sich dort drehte und der ihm wehtat, und auch das Schubsen tat weh und das Zerren der Mutter an ihm. Das Kind wurde aus dem Schlafanzug in den stets bereitliegenden Trainingsanzug gestopft. Es hatte schon gelernt stillzustehen, sich nicht zu rühren, brav zu sein. Ein Blinzeln nach oben in das nicht mehr erreichbare, in das starre und weiß gewordene Gesicht der Mutter, konzentriert auf ein Ziel hin, dass es nicht verstand. Wo war jetzt Mutti? Sie war nicht mehr zu greifen, war nicht mehr die Zuflucht, die sie sonst gewesen war. Zielgerichtet waren ihre Griffe, rasch nach dem Rucksack, dem Kind, dem Koffer, und ihre Hand war jetzt so hart, sie zerrte es am Arm, schubste es an, schob das

Kind vorwärts zur Tür. Dann drängte sie es aus der Wohnung und schon stolperte das Kind hinein in das dunkle Treppenhaus und zwischen die rennenden Nachbarn. Weiter und weiter rannte es und vor Schreck blinzelnd sah es in die vor ihm tanzenden Lichtflecke aus den Taschenlampen. Einige der Nachbarn flüsterten, konnten gar nicht aufhören damit, während sie dahinrasteten. »Warum flüstern sie?« Nicht fragen, nicht stolpern, laufen, die Mutter hatte keine Hand frei, doch, da war sie wieder, kalt und nass, aufpassen, nicht abrutschen, festhalten.

Im finsternen Hof dann knallten blendend die Funken der Flack in die Schwärze der Stadt. Sie schossen über die Köpfe hinweg. Grausige Sterntaler. Aber das Kind durfte nicht den Kopf drehen, durfte sie nicht bewundern, wo sie doch so lockten. Sie sprühten, funkelten, sie waren Licht. Es wollte umschaun, sie noch einmal sehen, doch es musste inmitten des geduckt rennenden Knäuels schnell sein. Rasch, weiter mit dir! Die Nachbarn drängten, um es herum ein Keuchen. Es war in einem einzigen Vorwärtsstürzen. Jetzt rutschte das Kind über die Steintreppen hinunter zum Luftschutzkeller, doch es wurde zwischen den Leibern in schwitzender Angst festgehalten, rutschte noch weiter, weiter bis zum Eingang des Bunkers, bis hinein in den Keller, hinein in den Schutzraum des Hauses wie in den Mutterbauch zurück, es war gerettet, das Glückskind.

MORGENGRAUEN.

Das Kind konnte sich bereits bestens verteidigen. Das Wort Verteidigung war ihm wohl vertraut, es kam oft aus dem Radio.

Also verteidigte es sich im zweiten Kriegsjahr.

Vati war auf Heimaturlaub und wollte nicht das, was das Kind so gern wollte. Also richtete das Kind gezielt das ausgestreckte Ärmchen und auch energisch die kleine Hand mit spitzem Finger gegen seinen Vater und schrie in strengem Befehlston:

»Geh in Gieg! Gieg! Tot, tot! In Gieg!«

Inzwischen war Vati wieder im Krieg. Die Zeit verging. Das Kind hörte im Radio das Wort Morgengrauen und aus dem Wort hörte es das Grauen heraus, das unfassbar Bedrohliche, weil es in Omamas Pathos immer so beeindruckend klang.

Mit Pathos sich Raum zu verschaffen, das verstand es bereits, und dies tat es, als es die Meerrettichsoße mit dem so mühsam ergatterten frischen Meerrettich, der so gesund sein sollte, in den Teller zurückspuckte und verkündete: »Ihr wollt mich wohl vernichten!«

Die Vernichtung, ein aufgeschnapptes Wort in den Nachrichten aus dem Radio gebellt und an den Feind gerichtet, an dessen nächtliche Angriffe. Die Antwort des Feindes kam mit Wucht.

Nach einer mal wieder durchgestandenen Nacht im Bunker lag eine ratlose Erschöpfung über den Bewohnern des Hauses. Der Schlaf in ihren Betten war tief.

Im Grauen des Morgens eine Explosion.

Fest an Mutti gedrückt, um sich zu wärmen, dann aber auch geplagt von den Schuttbröckchen auf dem Leintuch, die das Aufwachen immer so ungemütlich machten, stemmte das Kind sich aus dem Schlaf und schnappte nach Luft. Es riss die Augen auf und sah nichts. Alles schwarz. Kein Licht. Hatte es geträumt? Wo war es? War hier der Luftschuttkeller? Es spürte ein Nachzittern unter sich. So etwas kannte es schon. Irgendwo hatte es gerumst. Es tastete nach unten. Das war das Bett, oder? War das Bett im Bunker? Es zwickte die Augen zu und riss sie wieder auf. Alles dunkel.

Da war so was Dummes im Kopf, das heulte in ihm herum. Es hörte nicht auf. Nein, das mochte ich nicht.

»Es wird schon«, hatte Mutti gesagt, »das geht vorbei, glaub mir.«

»Nein, es wird gar nicht gut, das tut es nicht!«

»Schluss jetzt. Immer das Gejammere. Es gibt Schlimmeres.«

Aber ich, das Kind, wusste es besser. Die Flugzeuge waren es. Sie heulten! Sie waren im Kopf und drohten. Ich, das Kind, hatte sie doch gesehen am Himmel. Und wenn sie runterstürzten, jaulten sie sogar. Es machte ihnen Spaß, wenn sie sich durch das Dach in ein Haus bohrten. Ja, und dann war es aus, ganz aus.

Ich, das Kind, rollte mich ein, wollte mich klein machen, damit das rausging, was im Kopf war. Mutti hatte es mir erklärt. Sie sagte: »Das bildest du dir nur ein. Die Wirklichkeit ist anders. Du musst keine Angst haben, wir haben einen Schutzbunker unten im Keller. Der Bunker ist sicher.« Immer wieder sagte sie das. Aber das half nicht. Das eingerollte Kind zitterte im Bett, es konnte nichts

dagegen tun, sein Körper machte das. Es wurde geschüttelt, wie Mutti es tat, wenn sie schrie: »Sag die Wahrheit!« Alles schwarz. Waren die Mauern im Keller noch da? Überall Staub.

Die Riesen waren es. Sie waren aus dem Bilderbuch herausgekommen, einfach so hatten sie das gemacht. Die Riesen waren das über dem Haus. Mutti sagte: »Nein.« Aber das Kind wusste ganz sicher: Das waren dieses Mal keine Flugzeuge. Die konnten so was nicht. Aber die Riesen, weil sie so groß waren und alles, aber auch alles auseinanderreißen konnten, bis nichts mehr da war. Mutti sagte: »Das stimmt nicht«, und streichelt mir den Kopf.

Aber es war wirklich und nicht nur da drinnen im Kopf. Die Stücke, die herausgebrochen waren, es hatte sie doch selbst gesehen draußen auf der Straße, wie sie da herumlagen am nächsten Tag nach dem Angriff. Das ging doch nur, weil die Riesen an den Häusern gezerrt hatten. Das konnten Flugzeuge nicht. Oder war das nur geträumt?

»Das Kind träumt so schlecht«, sagte Omama immer. Aber mir war gar nicht schlecht, wenn ich träumte. Erst danach. Dann war so ein komisches Frieren im Bauch. Keine Luft war da und ich musste dann schnaufen.

Bebte das Haus? Da bewegte sich was. Ich konnte nichts sehen. Mutti! Waren wir im Keller? Im Keller war es gut. Da war es sicher. Das war unser Versteck. Mutti hatte es versprochen. Wo waren wir? Ihre Hand, wo? Da war sie, weich, nass. Mutti, immer war alles so schwarz. Sie schlief, hörte mich nicht. Das kam von dem Verdunklungsrollo. Immer machte es Nacht um alles herum – so dicht wie ein dicker Vorhang. Auf der Straße gab es dann nur die kleinen roten Lichter. Mutti sagte: »Lass das, du darfst nicht damit

spielen, die brauchen wir wegen der Bomben, damit sie nicht auf uns drauffallen.« Sie sahen aus wie mein Spielzeug, diese roten Laternen mit dem kleinen Lämpchen. Außen war eine Sicherheitsnadel, die piekste. Damit steckte man sie in den Stoff, den man draußen trug, damit man sich gegenseitig sah. Nur lauter rote Punkte kamen einem entgegen. Ich freute mich, wenn unten ein Lämpchen war, das wackelte. Das war unser Nachbarackel Seppel, der seine Laterne beim Gassi gehen am Schwanz trug.

Mutti schlief immer noch.

Da draußen im Hof, der so komisch nach Streichholz roch, hatte ich Angst gehabt, weil Mutti Angst hatte. Weil sie so rannte. Die Leute rennen, wenn sie Angst haben. Ich konnte nicht so schnell rennen wie Mutti. Geschimpft aber hatte sie mich, weil ich beinah hingefallen wäre im Hof. Immer weiter sollte ich, aber ich mochte nicht mehr, wollte schlafen, wollte ins Bett. Weiter, weiter, Muttis Stimme. Ihre Hand. Weg war sie, ich konnte nicht mehr und war auf den Mann gepurzelt, auf den Luftschutzwart. Mutti zerrte wieder einmal und zog mich hinter sich her. Der Koffer, der mir ans Kinn haute, immer wieder. Mutti merkte es nicht, zerrte mich weiter ins Treppenhaus hinein; so dunkel, mochte nicht mehr, wollte schlafen und immer hinter dem Luftschutzwart her. Das Licht seiner Lampe tat weh, so hell, zwickte in die Augen hinein, damit zeigte er auf alles, auf Schäden und Gefahren. Weil er unser Schutzmann war, durfte er das Zeichen geben: keine Gefahr!

Stufe um Stufe nach oben. Alle Hausbewohner hinter dem Licht her, alle so müde mit Rucksack und Koffer, immer weiter zur Wohnung hinauf. Ehe alle zu Bett gingen,

drehten sie sich vorher im Treppenhaus um und sagten: »Angenehme Ruhe.« Mutti ließ alles noch im Flur auf den Boden fallen und wir liefen gleich ins Schlafzimmer, und Mutti riss die Decke auf dem Bett zur Seite und der ganze Schutt darauf polterte auf den Boden. Mit allem, was wir anhatten, fielen wir aufs Bett und zogen die dicke Bettdecke über uns und kuschelten uns ganz fest zusammen, damit es uns warm wurde.

Die Omama war gerade zu Verwandten aufs Land gefahren. Das Bett wackelte. Das Haus bebte. Die Geräusche kamen aus dem Nebenzimmer, dem Zimmer, in dem sonst Omama schlief.

Beide saßen wir starr aufgerichtet im Bett. Hellwach lauernd, nach Luft schnappend, horchten wir mit allen Fasern unserer Wahrnehmung in die Wände hinein, versuchten die Gefährlichkeit abzuwägen. Hielt der Boden? Hielt die Wand? Die Decke?

Eine rasche Bewegung nach oben und ein strenges: »Bleib!« Muttis Stimme fuhr in das Kind. Mit Panik gefüttert, fauchte sie: »Nicht bewegen!«

Unerträglich langsam rutschte Mutti aus dem Bett, machte das Licht an und befühlte mit den Zehen den Boden, stand vorsichtig auf und schlich Zentimeter um Zentimeter über den Parkettboden. Sie öffnete das Verdunklungsrollo. Sie blickte in die Dämmerung, drehte sich zurück, fixierte die Tür, tastete mit jedem zögernden Schritt den Grund unter sich ab. Plötzlich blieb sie stehen. Sie lauschte. Tat wieder einen Schritt, kam in ein gleitendes Vorwärtsrutschen bis hin zu der großen Flügeltüre und dort verharrte sie, horchte.

Da drinnen, da ist es, dachte das Kind. Da ist das Grauen. Das Kind hielt den Atem an. Es hielt sich die Hände vor den Mund, um nicht zu schreien, denn Mutti bewegte sich wieder. Mit unfassbarem Mut und mit einer zuversichtlichen Geste, als würde da drinnen das Christkind warten, genauso feierlich öffnete sie die Tür einen Spalt und eine große Stille kam heraus.

Das Kind begann zu frieren. Es schlotterte am ganzen Körper. War hinter der Tür noch ein Zimmer oder war da nur noch Luft? Würde Mutti im nächsten Moment durch die Luft schweben wie die Christbäume in der Nacht?

Als das Kind mit seiner Mutter nach einem Angriff einkaufen war und an ihrer Hand vorsichtig durch die Trümmerlandschaft geführt wurde, hatte alles plötzlich ganz anders ausgesehen als noch am Tag zuvor. Als es an einer Ruine hochsah, gab es Seltsames zu sehen. Genau in dem gleichen Stockwerk wie hier die eigene Wohnung, war auch dort eine Wohnung. Doch jetzt konnte das Kind hineinsehen. Die Wand zur Straße war einfach weg. Es konnte in ein Wohnzimmer hineinsehen mit all den Möbeln wie bei der eigenen Puppenstube. Dort oben in der Ruine war eine hohe Flügeltüre gewesen und im Gegensatz zu hier war sie sogar offen. Aber dahinter war gar nichts mehr. Da war nur noch der Himmel.

Mutti schob sich durch den schmalen Spalt der geöffneten Tür. Das Kind kniff die Augen zu. Es betete wirt in seinem Inneren, holte alles herbei, was es schon von Omama gelernt hatte: Liebes Christkindlein, liebes Baby, das nicht runtergefallen ist, liebe Gottmamma, lass Mutti nicht in der Luft schweben, mach bitte, dass das Zimmer noch da ist, Jesuskindlein in der Krippe, Amen, lass Mutti

nicht verschwinden, nicht weg sein ... Der Faden riss, das Kind schrie, so laut es konnte.

Doch der Schrei rann von den Wänden. Der Schutt rieselte herab. Die Stille war überall. Noch stiller als vorher. Ein Geräusch. Das Kind horchte, so sehr es konnte, und da, es hörte ein Glucksen. Es riss die Augen auf. Mutti stand vor der halb geöffneten Tür und lachte.

Sie lebte! Und lachte so sehr, dass sie sich verschluckte und husten musste. Sie atmete tief ein, räusperte sich, lachte und konnte gar nicht mehr aufhören. Dabei hatte sie irgendwas in ihrer Hand. Sie streckte sich, hielt es mit der Hand hoch, zeigte es her, glücklich, als hätte sie etwas gewonnen, machte es wie Omama, die immer ihre Spielkarte, wenn sie gewonnen hatte, hochhob. Es waren Blumen. Mutti rief: »Ein Geschenk!« Ihre Augen funkelten im Lachen und waren viel heller und größer als sonst, weil ihr Gesicht so dünn geworden war. Aber jetzt war sie gar nicht mehr so weiß im Gesicht und sie sah schön aus, meine Mutti.

Sie sah aus wie auf einem Heiligenbildchen, dass ich von Omama geschenkt bekommen hatte. Auf dem Bild führt ein Schutzengel ein Kind auf einer Brücke über einen Bach und hält die Hand über das Kind, damit es nicht in das Wasser hineinfällt. »So was machen die Schutzengel«, hatte Omama gesagt, »und auch du hast einen«, und der Engel auf dem Bild hatte auch so lange blonde Haare wie Mutti jetzt. Irgendwie sah Mutti jetzt auch aus wie auf dem Foto, das sie hergezeigt hatte, da war was Spitzbübisches in ihrem Gesicht. Auf dem Foto hatte sie einen Bubikopf gehabt. Omama erzählte: »Wir haben sehr geschimpft mit ihr, als sie mit ihren kurzen Haaren nach Hause gekommen

war.« Aber auf dem Foto waren Muttis Augen lustig und sie sah aus, als würde sie gekitzelt, und jetzt sah sie wieder so aus.

Mutti hustete, versuchte mit einer vom Staub kratzigen Stimme etwas zu sagen, musste wieder husten und lachen, holte dann Luft und sagte: »Den Strauß habe ich auf dem Boden im Zimmer gefunden, er lag direkt neben dem großen Balken, der durch die Balkentür auf den Boden gekracht ist.«

Mit einem Sprung war das Kind aus dem Bett und wollte loslaufen, aber sie schrie: »Nein, nicht, alles ist voller Scherben.«

Sie machte die Tür wieder zu, ging rasch in die Küche, das Kind hörte Wasser rauschen, dann kam Mutti mit einer Vase, darin den Blumenstrauß, zurück ins Zimmer und stellte ihn auf den Nachttisch. Vor sich hin kichernd, sank sie ins Bett und murmelte: »Das war sicher ein Blindgänger gewesen, der das angerichtet hat.«

Das Kind wunderte sich, dass so ein armer blinder Soldat so etwas schaffen konnte. Einen Balken so weit zu werfen. »Nein, kein blinder Soldat, du kleines Dummchen, eine Bombe ist das gewesen, eine blinde Bombe, die vom Flugzeug abgeworfen wurde und die nicht weiß, weil sie ja blind ist, wohin sie gehen soll, und sie weiß auch nicht, wo sie hingefallen ist. Aber dann explodiert sie irgendwann. Genau dann tut sie es, wenn niemand es erwartet. Der eben ist ein großer Blindgänger gewesen. Es gibt aber auch sehr kleine und diese sind besonders gefährlich, weil man sie am Boden nicht erkennen kann. Deshalb warne ich dich immer, wenn wir draußen sind.«

Das Kind schauderte und es getraute sich nicht zu fragen, ob der arme, blinde Soldat dann auch explodiert?

